

Marina Scheske

**KLEINER TRÄUMER
IM WIND**

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2018

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-343-6

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei der Autorin

Titelfoto: Child blowing dandelion in a meadow at sunset © pavlovski

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

16,00 Euro (D)

INHALT

1. Kapitel	Wie alles begann	7
2. Kapitel	Die Hausbesichtigung.....	20
3. Kapitel	Der Umzug.....	60
4. Kapitel	Stille Ferien.....	108
5. Kapitel	Überraschungen.....	129
6. Kapitel	Firlefanze	163
7. Kapitel	Geheimnisvolles.....	212
8. Kapitel	Das Wiedersehen mit Esmeralda	265
9. Kapitel	Weihnacht.....	288

1. KAPITEL

Wie alles begann

Benny Ebersbach saß am Fenster und schaute den Regentropfen zu. Sie prasselten scharf wie Kieselsteinchen an die Scheibe. Und plötzlich flossen sie hinab, waren nur noch Wasser und gaben keinen Laut mehr von sich.

Wie kann das sein, dachte er. Wo sie doch so hart sind und richtigen Krach machen können. Aber wenn sie gegen die Scheibe prallen, ist es mit ihnen aus. Sie lösen sich blitzschnell auf und zerfließen. Ist das nicht seltsam?

Nachdem er eine Weile dem Trommeltanz der Tropfen gelauscht und ihre Auflösung beobachtet hatte, langweilte er sich. Und zwar so sehr, dass er schließlich an seinen Nägeln knabberte. Er tat es voller Hingabe, dabei schielte er und sein Kopf wurde angenehm leer. Beißen, kauen, reißen, spucken. ... Die kleinen, hornigen Fetzen landeten auf der Erde eines Blumentopfes. Es handelte sich um Mamas Geldbaum, so nannte sie die Pflanze mit den fleischigen Blättern. Sie behauptete, wenn man sie gut pflegt, dann hat man immer genug Geld im Portemonnaie. Mama goss und düngte den Geldbaum mit Hingabe. Sie sprach sogar mit ihm, doch Geld hatte sie nie, jedenfalls nie genug. Darüber sprach sie oft mit Papa, der auch nie genug hatte.

Aber an Geld dachte Benny jetzt nicht. Noch nicht mal an Mama dachte er, die ihm das Nägelkauen strikt verboten hatte, und zwar unter Androhung des Schulpsychologen. Der hieß Herr Hammel und er hatte bereits mit ihm Bekanntschaft gemacht. Es ging um Bennys Unaufmerksamkeit im Unterricht und als er diese peinliche Stunde der Befragung hinter sich gebracht hatte und mit Mama zur Bahn ging, da fragte sie ihn: »Du hast doch hoffentlich zugehört, Benny! Was hat der Herr Hammel gesagt, was sollst du tun?«

Darauf zuckte er verlegen mit den Schultern und nuschte schnell: »Aber er war ganz nett. Wirklich, Mama.«

»Oh Benny! Du hast wieder nicht zugehört und ich hatte mir extra freigenommen! Ich habe eine wichtige Sitzung im Verlag verpasst und höchstwahrscheinlich ist mir ein großer Auftrag durch die Lappen gegangen. Was mache ich nur mit dir, wir drehen uns im Kreis und die Katze beißt sich in den Schwanz!«

Das mit der Katze sagte Mama immer, wenn sie wütend auf ihn war und eigentlich hieß es, ich kann machen was ich will, es ändert sich ja doch nichts.

Um Mama zu trösten, schilderte er ihr bis ins kleinste Detail, was er im Büro von Herrn Hammel erlebt hatte.

Auf dem Fensterbrett saß eine bunt schillernde Fliege. Sie putzte sich fein zierlich ihre Füßchen, dann holte sie sich ein Krümchen. Es lag auf der Schreibtischplatte und stammte sicher von Herrn Hammels Frühstücksbrot, denn auf seiner grünen Weste sah Benny einige ähnliche Krümel, die sich in der Wolle verfangen hatten. Auch roch Herr Hammel nach Leberwurst. Nach ihrem Frühstück startete die Fliege, schmiss brummelnd ihren Motor an und landete direkt auf Herrn Hammels Glatze. Und zwar gerade in jenem Moment, als er sagte: »Ich verstehe Sie gut, Frau Ebersbach. Aber das bekommen wir hin. Es gibt jetzt ein spezielles Trainingsprogramm für Kinder mit Aufmerksamkeitsdefiziten, ich gebe Ihnen da mal ein Informationsblatt mit, sie suchen noch Teilnehmer. Das Ganze ist ein Pilotprojekt und wird vom Berliner Senat gefördert.«

Dabei nickte er Mama bedeutsam zu und spielte mit seinem Stift, während die blau schillernde, brummelnde Fliege unbehelligt über seinen spiegelblanken Kopf spazierte und schließlich im lockigen Resthaar am Hinterkopf verschwand. ...

Als Benny mit der Schilderung seiner Erlebnisse in Herrn Hammels Büro fertig war, lehnte sich Mama erschöpft zurück, schloss die Augen und schwieg. Sie saßen in der S-Bahn und Mama schwieg bis Ostkreuz, wo sie umsteigen mussten.

Dort sagte sie, was sie immer auf diesem Bahnhof sagt: »Bleib bloß dicht bei mir, sonst verlieren wir uns.« Weiter nichts.

Dabei hätte Benny zu gern gewusst, durch welche Lappen Mamas Auftrag gegangen war. Er überlegte angestrengt, was für Lappen Mama wohl gemeint hatte. Abwaschlappen vielleicht? Oder Staublappen? Mama war Zeichnerin, sie illustrierte Bücher. Vielleicht, so dachte Benny, meint sie die Lappen, mit denen sie ihre Pinsel abtrocknet, und zwar ganz vorsichtig, denn Pinsel sind teuer. Doch wagte er nicht, sie zu fragen, denn Mama sah irgendwie grau aus, grau und müde.

Aber wir schweifen ab. ...

An jenem verregneten Augustnachmittag, es war ein Freitag, saß Benny noch immer am Fenster, kaute Nägel und langweilte sich. Als es nichts mehr zu kauen gab und sich unter seinem linken Zeigefingernagel bereits ein kleiner Blutrand bildete, hörte er auf.

Sorgfältig verscharrte er die Nagelfetzen im Blumentopf und ging ins Bad, um sich die Hände zu waschen. Er drehte den Hahn auf und während das Wasser ungenutzt in den Abfluss gluckerte, betrachtete er sich im Spiegel und übte ein paar schöne Grimassen.

Sein kleines, schmales Gesicht verzog sich zu einer echten Monstermiene. Schnell schob er eine Strähne seines glatten, dunklen Haares in die Stirn. Sie war so lang, dass sie ihm bis über das rechte Auge fiel. Er reckte sein Kinn vor und hob die markante Nase. »Perfekt«, murmelte er.

Dann nahm er den Kamm von der Ablage, hielt ihn unter den Wasserstrahl und kämmte sein Haar straff nach hinten. Er blies die Backen auf und schielte. Fast sah er nun aus wie Tristan, der dicke Nachbarsohn.

»Tristan, du dumme Sau«, flüsterte Benny seinem Spiegelbild zu, »wir haben noch eine Rechnung offen.«

Tristan war nicht da. Er machte mit seinen Eltern Urlaub in Binz auf Rügen. Während sich Tristan in Binz erholte, konnte Benny sich zu Hause in Berlin/Marzahn von Tristan erholen.

Da Tristan nun schon seit fast zwei Wochen seinen Dickbauch in den Fluten der Ostsee abkühlte, nutzte Benny die Zeit seiner Abwesenheit, um mutige Rachepläne zu schmieden. Tristan war sein Erzfeind

schlechthin und dazu noch ein Katzenhasser. Bevor er nach Binz gefahren war, hatte er der armen Freja eine Schur um den Schwanz gebunden und diese angezündet. Freja, die stolze, kohlrabenschwarze Katze der Familie Ebersbach war jedoch nicht um ihr Leben gelaufen, als es ihr heiß am Hintern wurde. Da hatte sich Tristan gründlich verrechnet. Nein, sie stürzte sich todesmutig auf den üblen Verursacher der frevlerischen Tat und biss ihm kräftig in die Hand. Dabei peitschte sie heftig mit ihrem Schwanz, bis das Feuer erlosch. Der dicke Tristan aber rannte heulend zu seiner Mama, die zornentbrannt bei Familie Ebersbach Sturm klingelte. Erregte Worte schollen durchs Treppenhaus und Tristan setzte am nächsten Tag noch eins drauf. Er schlitzte Bennys Fahrradreifen auf, nur er konnte es gewesen sein. Damit nicht genug, fortan durfte Benny die Katze nicht mehr mit nach unten nehmen. Das war schade, denn dadurch löste sich die einzige Attraktion der Marzahner Promenade in Luft auf. Freja, obwohl schon recht betagt, war die Zugnummer des Zirkus gewesen, den Benny im Sandkasten unter schattigen Linden bei gutem Wetter regelmäßig veranstaltete. Freja sprang durch einen Reifen, sie war der wilde Löwe in Bennys Show, die stets gut besucht wurde. Mehr noch, sie war die Sensation, da sie während ihres Sprunges laut fauchte, ganz wie ein echtes, wildes Tier. Sensation Nummer zwei war ein Hund undefinierbarer Rasse, der wirklich und wahrhaftig »Mama« sagen konnte, oder besser gesagt »Mama« jaulte. Und das ging so: Kevin hielt ihm die Schnauze auf, der Hund jaulte, dann drückte er sie zu. Auf, zu, auf, zu, so einfach war das, denn so entstand der Ton, der sich wie »Mama« anhörte. Außerdem gab es noch ein paar mitwirkende Mädchen, die sich im rosa Elfenkleidchen auf dem Sandkastenrand als Spitzentänzerinnen versuchten, eine Schildkröte, zwei Zwergkaninchen, die Mulli und Trulli hießen und einen dummen August, der eklige Geschichten über Popel und Pupsche erzählte. Der dumme August war Tristan, der sich gern vor Publikum spreizte. Dabei trug er einen Pappzylinder aus dem 1-Euroladen und polsterte seinen ohnehin dicken Wanst mit einem Sofakissen auf.

Tristan hatte sich also selbst die Show versaut. Doch am meisten bedauerte Benny, dass er nun keine Programmzettel mehr zu malen brauchte, das hatte ihm großen Spaß gemacht. Ja, so war das. Was soll man dazu sagen.

Noch immer schaute Benny in den Spiegel, noch immer rauschte das Wasser in den Abfluss. Endlich griff er zur Seife und wusch sich laut seufzend die Hände. Niemand hörte ihn, die Eltern waren in die Stadt gefahren und Freja hatte sich in der Kammer verkrochen, um den regnerischen Nachmittag zu verschlafen. Sie war ein altes Mädchen, wie Mama zu sagen pflegte, deshalb schlief sie soviel. Wenn sie wach war, zerriss sie Papier oder kroch in Kartons, doch in der Kammer gab es nur ihr Katzenklo und ein Regal mit langweiligen Sachen, die man nicht zerreißen konnte. Dampfbesen und so.

Was machten seine Eltern wohl so lange in der Stadt und wieso durfte er nicht mit? Es ging um einen Termin bei einem Herrn Notar, soviel wusste er. Wortreich hatte Mama auf ihn eingeredet, dabei war sie sichtlich aufgeregt, so dass er nicht einmal die Hälfte verstand.

»Wir müssen zum Notar, wir haben geerbt, Benny!«, rief sie ihm aus dem Bad zu. Es klang ein wenig gluckerdnd, weil sie sich gerade die Zähne putzte.

»Ist dieser Herr Notar ein Zahnarzt, Mama?«, fragte er besorgt.

»Nein, ein Jurist!« Mama gurgelte. »Und mach keinen Blödsinn, hörst du? Wenn du Hunger hast, schmier dir eine Butterstulle, heute Abend gehen wir zum Italiener!«

Italiener hatte sie gesagt. Da gingen Mama und Papa nur zu »besonderen Anlässen« hin, wie sie es nannten. Als Mama den großen Auftrag bekam, den ganz großen, da waren sie beim Italiener. Und zu Papas Geburtstag. Also, so schlussfolgerte er, ist dieser Notarbesuch ein besonderer Anlass.

Benny schaute zu, wie Mama im Kleiderschrank wühlte und schließlich ein hässliches Kostüm anzog. Schwarz und streng, nichts für Mama. Bestenfalls konnte er sich in diesem Kostüm eine Frau wie Frau Tischbein vorstellen. Frau Tischbein war Bennys Musiklehrerin, man

nannte sie heimlich »die krächzende Nachtigall«. Sie rannte ständig hinter ihm her, weil er im Schulchor mitsingen sollte. Das war voll peinlich.

»Sieht doof aus«, wagte er einzuwenden, »und ganz schön eng ist es auch. Besonders hinten, da am Po.«

»Ach Benny, mach mich jetzt nicht nervös. Ich habe nichts anderes anzuziehen!«

Mit fliegenden Fingern malte sich Mama die Lippen rot an und trug Lidschatten auf. Dabei schnitt sie komische Fratzen. Dann rannte sie in die Küche.

»Meinst du, das geht so?«, fragte sie Papa, der seelenruhig ein Brötchen aß. Sie drehte sich vor ihm hin und her und Benny sah, dass sie angestrengt die Luft anhielt und den Bauch einzog. Mama war sehr schlank, aber vor vielen Jahren musste sie wohl noch schlanker gewesen sein.

»Geht so«, nuschelte er. Dabei hatte er Mama keines Blickes gewürdigt. Nun war er damit beschäftigt, sich eine Zigarette zu stopfen.

»Du willst doch jetzt nicht etwa noch rauchen, wir müssen lo-hos! Martin!«

Papa verschwand brummelnd auf dem Balkon. Er hatte sich nicht umgezogen und sah aus wie immer, wenn er von der Arbeit kam. Grauer Anzug, weißes Hemd mit blauen Streifen, blaue Krawatte. Papa war Versicherungsvertreter und da musste man sich so langweilig anziehen. Das ist seriös, hatte er Benny erklärt. Und so standen sie schließlich beide auf dem Balkon und auch Mama rauchte, obwohl sie es sich gerade zum tausendsten Mal abgewöhnt hatte.

Benny gesellte sich dazu.

»Das Auto ist natürlich immer noch kaputt«, meinte Mama spitz. Dabei stieß sie hastig eine dicke Rauchwolke aus und musterte Papa mit strengem Blick. Der tat, als wenn er nichts gehört hatte, schaute hinab auf den Bolzplatz und pfiiff sich eins.

»Wir fahren mit der nächsten Bahn«, sagte Mama, »das schaffen wir locker.«

»Na klar, Mama«, meinte Benny, »das schafft ihr locker!«

Lächelnd strich sie ihm übers Haar.

Wenn ihm auch vieles, was Mama betraf, ein Rätsel war, eines wusste er genau. Mama kam zu spät. Sie kam gerne zu spät. Sie musste zu spät kommen, sonst wäre sie nicht Mama, sondern irgendeine andere, x-beliebige Frau gewesen. Mama aber, Frau Ann-Kathrin Ebersbach, Kathrin mit h bitte, Mama, die geborene »von«, jawohl, von Breitenstein, ließ gern auf sich warten. Auch Benny musste lange warten, ehe er zu Mama kommen konnte, denn Mama war schon vierzig Jahre alt gewesen, als Benny geboren wurde. Benny war das Nesthäkchen der Familie und seine große Schwester Friederike, Friedi genannt, ganze zehn Jahre älter als er. ...

Nun aber erfuhr er endlich von Mama, was los war.

»Du weißt doch, dass Tante Helma gestorben ist, Benny.«

Mama schaute ihn an. Und zwar mit ihrem ganz besonderen Blick, den sie stets hatte, wenn sie ihm etwas Wichtiges mitteilen wollte.

»Natürlich weiß er das, Ännchen«, mischte sich Papa ein.

»Er ist doch nicht doof, er war doch mit zur Beerdigung.«

»Na klar weiß ich das, ich war doch mit zur Beerdigung«, sagte Benny hastig und eine Flut dunkler Bilder huschte durch sein Hirn. ... Da steht der Sarg, geschmückt mit weißen Rosen. Mama mit Hut, ganz fremd. Oma weint und Opa schnäuzt sich. Des Pastors Worte bullern wie ein grummelndes Unwetter durch die kleine Kapelle. Friedi drückt seine Hand. Ihre Hand ist feucht und sie seufzt. Sein blöder Hemdkragen scheuert furchtbar. ...

»Ich muss mal pullern«, flüstert er.

»Jetzt nicht!«, zischt Friedi zurück.

Endlich kommen die Sargträger, vier merkwürdige alte Männer. Der eine zieht laut seinen Rotz hoch. Dann orgelt es ganz gruselig. Alle gehen hinaus und Friedi stößt ihn förmlich in ein kleines Klo hinein. Sie ist sehr sauer. Spinnen, jede Menge Spinnen, überall, ach wie ist das eklig! Um sie sich vom Leib zu halten, singt er laut ein Lied: »Puck und

Spinne gingen in den Wald, da wurden dem Puck die Beene kalt! Da zündet die Spinne ein Feuer an, damit der Puck sich wärmen kann.«

Friedi rüttelt wütend an der Tür. Kaum ist er draußen, da gibt sie ihm eine saftige Kopfnuss. »Sag mal, spinnst du? Was hast du denn so lange da drin gemacht? Die sind alle schon am Grab! Wie peinlich ist das denn!« ...

»Hörst du mir überhaupt zu, Benny? Du träumst doch schon wieder! Also, noch mal von vorn, Tante Helma hat uns ihr Haus vererbt.«

»Ein ganzes, großes Haus? Das versteh ich nicht! Du hast doch immer gesagt, die Ärmste hat nur noch ein winziges Zimmer.«

»Nein, ich meine doch nicht das Seniorenheim, Benny. Da ist sie eingezogen, als es losging. ... Du weißt schon.«

»Ich weiß gar nichts.«

»Wie soll er das wissen, Ännchen, da war er doch noch gar nicht auf der Welt«, mischte sich Papa ein.

»Dann erkläre du es ihm bitte, Martin! Außerdem müssen wir jetzt endlich los!«

Und so erfuhr Benny zwischen Tür und Angel, Mama stand schon im Hausflur, dass Tante Helma in einem wunderschönen Forsthaus gewohnt hatte. Das aber würde nun Mama gehören, sie hatte es geerbt.

»Und wieso ist sie da ausgezogen?«, rief er hinter ihnen her.

»Weil sie tüdelig wurde, Benny, verstehst du?«

»Und was hat der Notar damit zu tun?«

»Der segnet es ab. Geh bloß rein, sonst klappt die Tür zu! Was denkst du, was der Schlüsseldienst kostet! Tschüs, und mach keine Dummheiten.«

Benny ging schnell rein, saß am Fenster, kaute Nägel und wusch sich die Hände. Aber das wissen wir ja bereits alles.

Nun saß er da und grübelte. Was bedeutet »tüdelig«? Was hatte Mama damit gemeint? Tante Helma war immer lieb zu ihm gewesen, wenn er mit Mama bei ihr war. Sie schenkte ihm Schokolade und erzählte kleine, lustige Geschichten über die anderen Leute im Seniorenheim. Dabei lachte sie laut und ausgelassen und auch Mama lachte. Und dann gingen

sie in die Cafeteria und erzählten von »früher«. »Früher«, das war, als Mama noch ein Kind war. Meist wurde ihm dann langweilig, er ging raus zum Teich und fütterte die Enten. Weshalb durfte sie nicht in ihrem Haus bleiben? War »tüdelig« was Schlimmes?

Benny schaute auf die Uhr. Es war vier und ihm fiel ein, dass Papa gesagt hatte, vor sechs würden sie sicher nicht wieder zu Hause sein.

Jetzt ist es ja erst vier, dachte Benny. Ich könnte es wenigstens versuchen. Schnell ging er in den Flur, begehrtlich musterte sein Blick das Schlüsselbrett. Er musste doch dabei sein, der eine, der kleine, der zu Mamas Schreibtisch. In der Schublade lag sein Handy. In Gedanken hörte er Mamas Stimme und erinnerte sich an ihr Gespräch.

»Nur für die Schule, Benny, so war es abgemacht. Oder wenn du zu Oma gehst.« ... »Aber die anderen Kinder ...« ... »Die Anderen stehen im Stall.« ... »Mama, du bist voll altmodisch. Alle Kinder haben ihr Handy dabei.« ... »Du nicht, Benny! Weil du schon so nicht weißt, wo du trittst. Das hätte noch gefehlt! Oder willst du etwa überfahren werden?«

»Aber mit dem ollen Ding kann ich doch sowieso nichts weiter machen außer telefonieren. Ist doch voll öde.« ... »Schluss, aus, Benny. Feierabend!« ...

Mist, der kleine Schlüssel fehlte, Mama hatte ihn sicher mitgenommen. Und jetzt saß sie beim Notar und der segnete sie ab. Was immer das zu bedeuten hatte.

Benny ging zurück ins Wohnzimmer, setzte sich in Papas Sessel, in dem eigentlich kein anderer sitzen durfte und lotete weitere Möglichkeiten des illegalen Zeitvertreibs aus. Natürlich hätte er lesen, ein Spiel spielen, basteln, puzzeln oder endlich sein Zimmer aufräumen können. Oder den Spüler ausräumen und seine Mistbotten blitzblank putzen, das würde Mama sicher Freude machen. Vielleicht sogar mal ins Mathebuch gucken, in Mathe war er grottenschlecht. Aber das war doch ungerecht! Mama und Papa hatten ihren Spaß. Sicher hatten sie Spaß bei diesem Notar, wo sich Mama sogar geschminkt hatte. Und nun spielten sie munter »absegnen«, was immer das auch war, während er hier ganz allein saß.

Noch nicht mal fernsehen konnte er! Der Apparat hatte schon vor drei Wochen seinen Geist aufgegeben und einen neuen gab es nicht. Jedenfalls nicht vor dem ersten September, wie Papa ihnen verkündet hatte, denn dann würde er einen ganz besonders guten Fernseher sehr günstig bekommen. Er sprach von Rabatt, das war auch so ein seltsames Wort, und vom Ausverkauf bei der Firma Liesegang. Dort arbeitete sein Schulfreund, den Mama nicht leiden konnte.

Benny musterte frustriert seine abgenagten Nägel und erwog, Mamas Schuhschrank durchzuprobieren. Das hatte er lange nicht mehr gewagt. Rote Ballerinas, hochhackige, schwarze Pumps und feine Sandaletten mit Lackschleifen. ... Wenn er in Mamas Schuhe schlüpfte, fühlte er sich wie verzaubert und so sonderbar leicht wurde ihm dann. Hinzu kam der Reiz des Verbots, Mama hatte es ihm strikt untersagt, als sie ihn dabei erwischt hatte. ... »Du ruinierst mir die Absätze, mach das nicht noch mal! Hörst du, Benny?« ... »Aber ich passe doch auf, Mama. Ganz bestimmt!« ... »Nein, ich will das nicht!«

Gerade streckte er seine Hand aus, um den Schuhschrank zu öffnen, da drehte sich ein Schlüssel im Schloss der Wohnungstür. Oh, wie heiß wurde ihm, ganz heiß. Erschrocken fuhr er herum. Vor ihm stand seine Schwester Friedi. Sie ließ ihr Schlüsselbund auf die Flurgarderobe fallen, dass es nur so klirrte und ihr Rucksack fiel in die Ecke. Dann kickte sie ihre Turnschuhe von den Füßen und schmiss die Jacke rauf.

»Wie siehst du denn aus, Benny? Ist was passiert, du bist ja puterrot! Sind Mama und Papa nicht da?«

»Ist alles in Ordnung«, piepste er. »Sie sind beim Notar und lassen sich absegnen! Das Haus von Tante Helma, Mama hat es nämlich geerbt!«

»Weiß ich doch, Benny.«

Friedi tat, was sie immer tat, wenn sie nach Hause kam. Sie ging in die Küche, öffnete den Kühlschrank und schaute nach, was sie schon mal essen konnte, bevor es was Richtiges zu essen gab. Benny folgte ihr.

»Ich wusste gar nicht, dass du kommst. Sie haben mir nichts gesagt!«

»Hast du sicher vergessen, Kleiner. ... Der Kühlschrank ist ja wie ausgebombt. Bäh, nichts Ordentliches da.«

»Mama ist jetzt wieder Veganer. Und wir machen mit.«

»Ihr Ärmsten.«

Aber heute gehen wir zum Italiener, hat Mama gesagt. Zur Feier des Tages.«

»Italiener. Hört sich gut an.«

Friedi nahm einen Pack Milch aus dem Kühlschrank, öffnete ihn und trank einen kräftigen Schluck. »Die ist aber nicht vegan, das ist doch richtige Kuhmilch.«

»Das ist meine, ich darf Milch trinken und Butter essen, weil ich noch klein bin. Und außerdem ist die von glücklichen Kühen, hat Mama gesagt.«

»Da glaub mal dran.« Friedi wischte sich den Milchbart ab. »Und sonst, kleiner Mann, was ist los? Wo ist überhaupt Freja?«

»In der Kammer. Sag mal, ich versteh das nicht. Mama hat gesagt, Tante Helma war tüdelig, deshalb ist sie aus ihrem Haus gezogen. Was ist denn tüdelig? Zu mir war sie immer nett!«

Friedi beugte sich zu ihm hinab und rollte mit den Augen. »Stell dir vor, Benny, sie hat Gespenster im Haus gesehen«, flüsterte sie heiser, »solche die um Mitternacht kommen, du weißt schon! Hu, hu, hu!«

Sie stürzte sich auf ihn und packte ihn am Hals.

»Hör auf, du tust mir weh, das sag ich Mama!«

»Du heulst doch nicht etwa, nun komm, ist ja gut! Guck mal in meinen Rucksack, ich hab dir Lakritz und Gummibärchen mitgebracht.«

Schließlich saßen sie friedlich vereint im Wohnzimmer, Benny in Pappas Sessel, seine Schwester auf dem Fußboden. Sie aßen, was Friedis Rucksack so hergab: Lakritzschnecken, Äpfel, Gummibärchen und ihr Hasenbrot, Brötchen mit viel Butter und Käse. Die hatte sie sich heute früh in Hasenholzen geschmiert. Hasenholzen war eine kleine Stadt in der Lüneburger Heide, eine Kurstadt mit vielen gesunden Quellen. Friedi arbeitete dort in einer Klinik als Krankenschwester. Gerade hatte sie ihr Examen gemacht und Mama und Papa waren sehr, sehr stolz auf

sie. Doch hieß ihr Brot nicht Hasenbrot, weil es aus Hasenholzen kam, sondern weil ein Hase hinüber gehoppelt war. Nicht wirklich, nein! Oder vielleicht doch? Kurz und gut, die Brötchen hießen Hasenbrot, weil sie schon eine Weile unterwegs gewesen waren. Mit der Deutschen Bahn. Manchmal brachte Papa eine seiner Frühstücksstullen wieder mit, auch sie hieß dann Hasenbrot. Obwohl sie nur mit der Berliner S-Bahn gefahren war, schmeckte sie Benny genau so gut wie Friedis Hasenbrot. Es war eben doch was anderes. So eine Stulle, die gereist war, schmeckte irgendwie nach Abenteuer.

Plötzlich sauste Freja durch das Zimmer. Wie ein schwarzer Blitz rannte sie zu Friedi, baute sich vor ihr auf und maunzte glockenhell. Freja freute sich über ihren Besuch und Friedi zauberte eine Leckerei aus ihrer Hosentasche hervor, eine Katzenleckerei, die sie »Stängchen« nannte. In Windeseile fraß sie das Stängchen auf, ohne weiter von Friedi Notiz zu nehmen. Nein, eine Schmusekatze war Freja nie gewesen und zwischen ihr und Friedi herrschte seit Jahr und Tag eine seltsame Freundschaft. Wenn es ihr zu bunt wurde, weil Freja wie eine Dampflokomotive fauchte und ihre Krallen ausfuhr, dann streckte Friedi gebieterisch ihren Arm nach ihr aus und zeigte mit dem Finger auf sie. Diese Geste sah aus wie ein Bann. Das hatte sie schon als kleines Kind getan und es funktionierte immer. Freja zog den Schwanz ein und trollte sich. Sie war schon sehr, sehr alt, uralte. Friedi war gerade zwanzig geworden, und so lange kannten sie sich schon.

Freja sprang auf die Anrichte, rollte sich zusammen und schlief weiter. Nun sah man sie nicht mehr, denn das alte Möbelstück war genauso kohlrabenschwarz wie die Katze.

Friedi ging in die Küche und kochte Tee. Als sie mit ihren dampfenden Teepötkchen am Tisch saßen, fing Benny wieder von Tante Helma an.

»Ich möchte aber doch ganz gern wissen, was mit Tante Helma los war.«

»Ganz schlimm, Benny, ganz schlimm!«

»Du kannst es mir ruhig sagen, aber keine Grimassen schneiden, ja?«

Friedi räusperte sich und Benny warf einen schnellen Blick hinter sich. Alles war in Ordnung, jedenfalls sah es so aus.

»Stell dir vor, sie erzählte allen, die es hören oder nicht hören wollten, in ihrem Haus hätte sich eine böse Kröte eingenistet. Eine ganz dicke, so groß wie ein Eierkuchen.

Eine giftige, schleimige, die sie überallhin verfolgt! Und eines Nachts wurde sie wach, da saß dieses Monster direkt auf ihrer Brust.«

»Das erfindest du, hör auf!« Benny schnappte nach Luft. Hastig stand er auf, schob den Stuhl fort und kroch unter den Tisch. »Erzähl weiter«, keuchte er.

»Angsthase, komm raus!« Friedi griff unter den Tisch, Benny strampelte mit den Füßen.

»Lass mich doch. Nun erzähl schon weiter!«

»Also gut. Ja, wie soll ich dir das erklären? Die arme Helma hatte einen Wahn, einen Verfolgungswahn. Ich denk mir das nicht aus, Benny! So was gibt es, wir haben das in meiner Ausbildung auch gelernt.«

»Und dann?«

»Was dann? Sie zog aus, das weißt du doch. Von da an ging es ihr besser. Viel besser. Nur, dass sie in den letzten Jahren sehr vergesslich wurde. Das nennt man Alzheimer, Benny.«

»Und was ist mit der Kröte? Ist sie noch da?«

»Sie war nie da! Du hörst mir nicht zu, Tante Helma hat sich das nur eingebildet, sie hatte einen Wahn!«

»Ach so«, sagte Benny und es klang ein wenig enttäuscht. Er tauchte wieder auf und setzte sich auf seinen Stuhl.

»Wer wohnt denn jetzt da?«

»Niemand. Tante Helma hatte damals Onkel Dieter als Verwalter eingesetzt. Solange sie lebte, vermietete er das Haus. Merkwürdig ist, dass die Mieter kurz nach ihrem Tod ausgezogen sind. Und zwar sehr überstürzt, das weiß ich von Mama. Und sie haben zu Onkel Dieter gesagt, es würde im Haus spuken, seit Tante Helma tot ist.«

»Glaubst du das?« Benny sah sich schnell im Zimmer um, alles war wie immer, ganz normal.

»Nicht wirklich. Aber bei solchen Geschichten bleibt immer so ein Rest ...«

»Was für ein Rest?«

»Hör mal, da kommt jemand, hörst du das auch?«

»Wer denn?«, flüsterte Benny und sein kleines Herz schlug ihm bis zum Hals.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss und das Flurlicht ging an. Mama und Papa waren wieder da.

2. KAPITEL

Die Hausbesichtigung

Friedi war längst wieder in Hasenholzen, der dicke Tristan leider zurück von seiner Urlaubsreise und die Regenwolken hatten sich verzogen. Über der Stadt hing eine feuchtwarme Dunstglocke. Kein Lüftchen regte sich, kein Blatt bewegte sich. Benny saß mit seinem Mathebuch auf dem Balkon. Es lag aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch, allerdings verkehrt herum. Das spielte keine Rolle, Mama konnte es nicht sehen, sie war im Bad.

Weitaus mehr als alle mathematischen Rätsel interessierten Benny die vielen Flugzeuge über der Hauptstadt. Er sah zu, wie sie höher und höher stiegen, weiße Streifen im Himmelblau hinterließen und schließlich von den Weiten des Himmels verschluckt wurden. Blinzelnd schaute Benny ihnen nach und er wünschte sich nichts sehnlicher, als dort oben in einem Flugzeug zu sitzen und zu sehen, wie die Stadt unter ihm zur Puppenstadt wurde, zum Punkt schrumpfte, bis sie endlich ganz verschwand. Denn dann würde auch seine Schule verschwinden und mit ihr einige ganz spezielle Lehrer und Mitschüler.

In zwei Wochen begann das neue Schuljahr und so schwer wie die warme, feuchte Dunstglocke sich über die Dächer Berlins senkte, so schwer senkte sich der Gedanke an die Schule in Bennys Kinderherz.

Es war nicht so, dass er ein ganz schlechter Schüler war. Nun ja, ein wirklich guter auch nicht. Die Drei ist die Eins des kleinen Mannes, meinte Papa und wegen einer Vier in Mathe geht die Welt nicht unter. Womit er Mama »auf die Palme« brachte.

»Du bringst mich auf die Palme!«, schrie sie, als Papa sein Zeugnis wohlwollend betrachtete und meinte: »Das wird schon noch. Es sind ja seine ersten Zensuren.«

»Das ist es ja«, schnaubte Mama wütend. »Das ist doch total bescheuert, den Kindern drei Jahre lang keine Zensuren zu geben! Die wissen ja gar nicht, wo sie stehen. Was sind das bloß für Lehrer heutzutage.«

Papa legte besänftigend den Arm um ihre Schulter.

»Komm, Ännchen, mach dich nicht verrückt. Er wird jetzt begreifen, dass es nun langsam ernst wird. Und außerdem brauchen Jungen etwas länger, nicht wahr, Benny?«

Benny nickte stumm und verzog sich schnell in sein Zimmer.

Was für eine Palme hatte Mama gemeint? Weder in der Wohnung noch auf dem Balkon gab es eine Palme. Doch dann fiel ihm ein, wo eine stand, und zwar eine ganz echte. Sie fristete in einem Kübel vor dem Eiscafé an der Promenade ihr nördliches Schattendasein und war eigentlich recht groß. Jedenfalls für Benny. Auch für Mama. Auf jeden Fall müsste sie Turnschuhe anziehen, mit den roten, hochhackigen Schuhen würde das nichts werden. Und natürlich Anlauf nehmen. ... Oder Friedi und Papa machen eine Räuberleiter, Friedi ist stark genug, sie kann Mama locker halten. ...

Ganz deutlich sah er Mama auf der Palme, sie trug Jeans und Turnschuhe und eine weiße Bluse. Er sah, wie sie sich mit Armen und Beinen an den Stamm klammerte. Die Palmwedel fielen ihr ins Gesicht und er hörte, wie sie schrie, und zwar so laut, dass alle Leute entsetzt zu ihr hoch schauten.

»Ich kann nicht mehr, mein Sohn Benny ist ein Traumtänzer. Ich kann reden und reden, er hört nicht zu, er kann sich nicht konzentrieren. Was soll ich denn machen, die Katze beißt sich in den Schwanz!«

Seitdem waren einige Wochen vergangen. Mama hatte sich schnell wieder beruhigt, das heißt, sie war von der Palme gestiegen. Doch das Eis aus dem Eiscafé an der Promenade hatte in diesem Sommer für Benny einen peinlichen Beigeschmack bekommen. Wenn Mama ihm dort ein Eis spendierte, und das tat sie oft, sie aß selbst für ihr Leben gern Eis, bemühte sich Benny, das Café schnell wieder zu verlassen und vermied es, die Palme anzuschauen.

Die Erinnerung an jene Fantasievorstellung mit der schreienden Mama auf der Palme trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Je länger es her war, desto mehr wuchs in Benny der schreckliche Gedanke, die Sache mit der Palme hätte wirklich stattgefunden. Wie peinlich, dann war er überall unten durch. Gerade stellte er sich selbstquälerisch vor, wie Tristan ihn deshalb hänseln würde, da unterbrach Mamas Stimme seine Fantastereien.

»Benny! Wir müssen lo-hos! Hast du dir überhaupt schon die Zähne geputzt? Du hast ja noch Müsli am Mund. Hopp, hopp, ins Bad und dann anziehen.«

Benny tat, was Mama von ihm wollte. Er leckte ein bisschen an der Zahnpaste und gurgelte laut. Das heißt, er machte alles, was ein zehnjähriger Junge macht, der keine Lust hat, seine Zähne ordentlich zu putzen. Dann wusch er sich schnell Gesicht und Hände und zeigte seinem Spiegelbild ein paar saftige Grimassen. Mama stand schon ungeduldig im Flur. Sie stülpte ihm ein sauberes T-Shirt über und schob ihm die Turnschuhe hin.

»Papa ist schon unten«, sagte sie, während sie sich vor dem Flurspiegel ihr Haar aufsteckte. »Und Oma und Opa warten auch schon.«

»Sie kommen mit? Oh, schön!«

»Mein Gott, Benny, du kommst in die vierte Klasse und kannst immer noch keine ordentliche Schleife binden!«

In diesem Augenblick drang ein Sonnenstrahl in den dunklen Flur und fiel direkt auf Mamas Kopf. Sie kniete vor ihm, um seine Schnürsenkel zu binden.